

Das Schulscheit

Autor(en): **S.T.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **62 (1921)**

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1008037>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schung liegt vor, wenn der Verkäufer die Zähne bei Pferden oder die Hornringe bei Kindern abfeilt, um so den Käufer über das Alter des Tieres irre zu führen; oder wenn er einem dämpfigen Pferde Arsen gibt, damit der Käufer diesen Fehler nicht erkenne. Das sind betrügerische Handlungen, die den Betrüger zur Gewährleistung verpflichten, auch ohne jede schriftliche Garantie. Auch wenn der Fehler erst später entdeckt wird oder der Nachweis für die absichtliche Täuschung erst nach Jahren erbracht werden kann, so ist der Betrüger doch Schadenersatzpflichtig.

In dieser Weise hat die schweizerische Gesetzgebung Fehler und Mängel beim Viehhandel reguliert: Fehler und Mängel gehen mit der Kuh an den neuen Besitzer über; will sich der Käufer vor solchen Mängeln und Fehlern sichern, so verlange er vom Verkäufer eine schriftliche Zusicherung. So werden Streitigkeiten vermieden und ein jeder hat, was ihm gehört. Beherzige aber den alten Spruch:

Ueb' immer Treu und Redlichkeit,
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

F.

Das Schulscheit.

Anno 1875 und noch einwenig darüber hinaus bestand in meiner Heimatgemeinde noch der liebliche Brauch, daß jedes Schulkind, das bettelarme abgerechnet, winterlang täglich ein Holzscheit ins Schulhaus bringen mußte. Da gab es zunächst zwei Möglichkeiten: Entweder brachte man das Verlangte nicht, — das war bequem, aber gefährlich, — oder man brachte es, und das war brav, aber lästig.

Denke dir z. B. eine Siebenjährige, klein gewachsen und schwach gebaut, eine von jenen, die immer frieren und immer hungern, so bei sechs Grad Kälte auf dem anderthalbstündigen Schulweg den Berg hinunter, die „Thef“ am Rücken und — ach ja — das verflizte Holz in der starren Hand! Was nützten die Fausthandschuhe, was der riesige „Schlupfer“, in dem sonst so mollig beide Arme hätten verschwinden können, wenigstens auf den manierlicheren Wegstrecken. Alle zwanzig Schritte wanderte die unbequeme Last von einer Hand in die andere, bis beide jämmerlich froren. Trug ich das Scheit im Arm wie eine Puppe, so zerfetzte es mir das fadenscheinige Wämshen, trug ich's unter dem Arm, so tat's mir weh, kurz — ich war unglücklich.

Einst band ich das Scheit auf den Tor-nister, eine Erfindung, die mich ganz stolz-froh machte. Aber der Riedbälzi durchschneit

noch stolzfroher den Bindsfaden und wies, weil er sein Scheit wieder einmal absichtlich vergessen hatte, die Eroberung mit der un-schuldigsten Miene an der Kontrollstelle vor, der Gauner! Meine Anklage half nichts, aber nach der Schule grub ich dem Bälzi meine Mädchenrache so deutlich ins freche Bubengesicht, daß er nach vierzehn Tagen noch mit den Zehnfinger Spuren herumliefe. Damit war mein Kreuz mit dem Schulscheit wohl berühmter, aber nicht leichter geworden.

Die Geschichte des Schulscheites ist überhaupt ein Stück Geschichte der Unritterlich-keit meiner Bubenumwelt; die Herren Brü-der machten kaum eine Ausnahme. Nicht nur nicht trugen sie uns Mädchen etwa das Holz, nein, oft genug verlangten die Rangen von uns diesen Ritterdienst, zumal wenn sie auf Entdeckungsreisen ausgingen. Fügten wir uns nicht, so gab's Krieg und Nieder-lage. So recht einig gingen wir überhaupt nur im Haß gegen das Schulscheit. Die Mädchen schimpften, die Buben fluchten, mancher geplagte Hausvater wettete über die verwünschte Einrichtung.

Die Ablieferungsstelle war in der Kap-lanei — (sie war nämlich zugleich Schulhaus) — ein kleiner kellerartiger Raum, der auch als „Karzer“ diente. Kontrolle führte die Schulwärterin, eine alte Jungfer, ganz



Arm, alt, blind. Nach einem Gemälde von Alfred Marger.

extra geschaffen für ihr hölzern Amt. 7 Uhr 25^{1/2} Minuten präzis tat sich das Schultor auf, drei Viertel der Deffnung füllte aber d' Babekathri. Durch die Ritze nun marschier-ten wir herein, das Scheit geschultert, vorbei an unserm Weibergeneral, gegen dessen Posi-tur die Haltung eines preußischen Heer-führers die blasse Narrheit war. Wehe dem „Unbescheiteten“! Er bekam Namen, die eher unter die Stall-, als Schultür paßten. Er mußte hoch und teuer versprechen, morgen drei Stück zu bringen, und im Wieder-holungsfall hatte er auf einem kantigen Scheit vor der ganzen Klasse seine Missetat abzuknien. So und anders verschaffte sich d' Babekathri den nötigen Respekt.

Von ihren Auslassungen gegen die liebe Schuljugend liegt mir noch am deutlichsten der ständige Rehrim in den Ohren: „F wett schier lieber i der Höll heizä, as bi denä Frazä!“, worauf ihr oft von dem einen oder andern „Fraz“ die gütige Verheißung ward, daß sich dieser gewünschte Wechsel bald von selbst ergebe. Sie hatte gewiß keinen Grund, sich so übermäßig zu beschweren. Es mußte ja nur ein Zimmer geheizt werden, worin die Ganzschule von B., 30—40 Kinder, fast so dicht wie die Streichhölzchen einer ehr-lichen Fabriksendung verpackt waren.

Unser Kreuz mit dem Schultor war also da, und konnte man es nicht los werden, dann suchte man es füglich zu erleichtern, so-zusagen mit ein paar Bubenstreichchen zu ver-klären.

An St. Niklaus 1877 war der Morgen schulfrei gewesen. So gab's denn mittags vor Schulbeginn eine ordentliche Spanne Zeit zum Bummeln und Tummeln. Nun wehte aber ein ganz abscheulicher Nordwind, und — ich weiß nicht, wie es kam — plötzlich brannten unter dem großen Rußbaum un-fern der Kaplanei zwei lustige Feuerlein, genährt mit zwanzig Scheitern, die wir nach wenigen Minuten hätten abliefern sollen. Da wärmten wir uns nun in seliger Ein-tracht und erzählten vom „Tirlidoktor“, der eine verwunschene Kuh von einem unzu-gänglichen „Dossen“ herunterzauberte, — vom „Bolzärni“, bei dessen Tod der Pfarrer Waser zuerst den Teufel aus dem Ofenloch herausbeschwo... Da zeterte und mordote

es aus einer Dachlücke des Schulhauses — es war s' Babekathris Allgegenwart. Drauf erschien der Sigrift und machte dem Unfug ein Ende.

Das mit dem Feuer war also futsch; man konnte es noch mit Wasser versuchen. An einem besonders kalten Januarmorgen tauchten wir das Holz in den Schulbrunnen, worauf es sich mit Eis überzog. Die Jungfer General sollte auch einmal wissen, was Frieren sei, wenn sie die Scheiter auf-schichtete. Aber d' Jungfer schichtete sie eben heute nicht selber, sondern unsere Kädel-s-führer mußten das tun; sie stand daneben, und das war das Bitterste. Auch das Wasser hatte versagt!

Kurz darauf starb der Chridätobelbäni, von dem man munkelte, er sei vor x Jahren s' Babekathris Schatz gewesen. (Vielleicht war's auch ein Scheit, was die beiden aus-einander brachte.) Der Bäni hatte es aber stets sehr gut mit den Schulkindern gemeint, und sie hätten — o so gern! die trauernde „Zurückgebliebene“ statt seiner auf der Bahre gewußt. In der Mittagspause kam den „Schulsuppe-Kindern“ ein hübscher Gedanke, der uns in etwas entschädigen sollte. Nachdem wir, wie uns aufgetragen war, das Klassenzimmer gefehrt und das tröstliche Ergebnis auf den nahen Schutt-haufen gebracht hatten, wurde ein Leichen-zug veranstaltet, wie das christliche Abend-land noch keinen gesehen hat. Den Mittel-punkt bildete selbstverständlich der Sarg: die Rehricht-Riste, bedeckt mit einer schwarzen Schürze, getragen von zwei „Ratsherren“ aus der ersten Klasse. Voraus schritt der Wiselnazi mit der Trauerfahne, einem zünd-roten Schnupftuch am Schulbesen. (Das Kreuz konnte man heute entbehren.) Hinter-her schritt der Pfarrer mit zwei Ministran-ten, alles Mädchen, denen 's Wirts Marieli flink weiße Schürzen als Chorrock umge-worfen hatte. Der Pfarrer studierte offen-bar an einer Leichenrede; die Diener suchten den richtigen Ton für den Trauerchor. Neun Leidtragende schritten hinter dem Sarg her, ein Scheit unter dem Arm, ein zweites kerzengerade in der Rechten, eben weil es die Leidkerze versinnbilden mußte. In gemef-senem Ernst schritt der Zug um die Ecke der

sogenannten Burg. Hier nun setzte der Grabgesang ein, dermaßen rührend, daß sich plötzlich Türen und Fenster mit großem und kleinem Volk füllten. Aus dem Kapellentor trat der Herr Kaplan und fragte bewegt: „Was ist denn los, uns Himmels willen?“ — „Mer wend s' Babikathri begraben.“ — „Hm... so so...“ Der Geistliche biß sich auf die Zähne, machte ganze Wendung und verschwand im Heiligtum. Aber in der nächsten Religionsstunde warnte er uns väterlich, mit so ernstern Dingen nie mehr

einen Apfel stibitzt oder unter dem Kachelofen hervor eine knusperige Nuß, oder aus dem Küchenschrank einwenig von der vielbegehrten „Rösti“, — das alles hatte ich armes, armes Sünderlein schon geleistet und gebüßt, aber auswärts Holz gestohlen — pfui! Ich schloß des Nachts kein Auge.

Wie ich dann aber auf dem nächsten Schulgang in aller Herrgottsfrühe den Schaden ersetzen wollte, lehnte der alte Weidsepp so unsagbar traurig am Hintertürpfosten, daß ich jäh zusammenkniet. Seine Frau



Vom I. nidwaldner Jünglingstag in Buochs: Aus dem Festzug. Photo von Otto Roth, Stans.

Spiel zu treiben, und da hatte er vollkommen recht. So war denn unserem Schulkreuz in keiner Weise beizukommen. Nun geraten aber Durchschnittsmenschen nach einer Kette von Mißgeschicken leicht auf schiefe Bahn, z. B. die künftigen Diebe.

Der Lobelmichel und 's Melkfranzen Jostli nahmen ihr Schulscheit von nun ab regelmäßig vom großen Haufen hinter 's Weidlisepps Scheune; so mußten sie es bloß mehr sechs Minuten weit tragen. Einst in der bitterkalten Weihnachtswoche erlag auch ich dieser Versuchung. Auf der Diele

sei in der Nacht gestorben, sagte er, und führte mich ohne weiteres in die Totenkammer, der arme Mann! Er mußte jetzt ein fühlendes Wesen um sich haben — und war's auch nur ein Kind. Still und sanft war sein Weiblein immer gewesen, nun war's noch stiller geworden. Eines stand fest: die brave Seele weilte schon im Himmel, und sah von dort in das unsaubere Diebsseelchen jenes Mädchens, dem sie stets nur Gutes getan hatte. Da packte mich eine so heilsame Scham, daß ich dem alten Manne alles eingestand. „Blib mer dertoch

es bravs Meitschi!“ bat er väterlich. Alles war dazu angetan, diese Worte tief ins Kindesherz zu graben.

An Lichtmeß tagte im „Sternen“ eine lebhafteste Gemeinderats-Sitzung. Die Schulscheitfrage war nämlich anhängig gemacht worden, und wo die schwebte, ging's ja immer lebhaft zu. Das war so gekommen: In einer gewöhnlichen „Sitzung“ sprechen da ein paar Bauern — statt nur vom lieben Vieh und den Heustöcken — auch einmal von ihren Buben. Jüngst ertappte Schulscheit-Diebstähle u. Schulscheit-Prügeleien mögen den Anstoß dazu gegeben haben. Ein kinderreicher Familienvater erklärte, er sei gewiß der letzte, welcher solche Galgenkerle in Schutz nehme, aber die Erwachsenen dürften punkto siebentes Gebot auch ein besseres

Beispiel geben. Nach dieser Einleitung griff er vor zwei anwesenden Schulräten den Gedanken auf, welchen wir Kinder bei besonders niedriger Temperatur im Klassenzimmer auch schon erwogen hatten: Es nehme ihn beim Deixel wunder, wer das Kinderholz alles brauche. Mehr als zehn Scheiter würden doch täglich nicht verheizt. Da könne doch jeder Narr ausrechnen, daß doppelt soviel anderswohin wandere. Sein Schwäger drückte sich noch deutlicher aus, so deutlich, daß bei der Wiedergabe seiner Worte an besagter Tagung ein wahrer Sturm losgebrochen sein soll. Man beantragte eine Untersuchung, ergriff dann aber das Einfachste und Vernünftigste: die Abschaffung des Schulscheites! Gab das ein Goldbrüo und Hoppsassa ums Schulhaus herum!
S. Th.

Warum der Haldenmelk ledig blieb.

Es war einmal . . . nämlich zur Zeit, wo die kleine Resi anfang wie alle Kinder zu philosophieren, da ging ihr plötzlich die Erkenntnis auf, daß zu jedem Mann eine Frau gehöre. Da waren Vater und Mutter, deren Unzertrennlichkeit ja des Mädchens Kindheitshimmel bildete; da war der Nachbar oben mit seiner braven Kathri; der Nachbar unten hatte sein Maribabi; zum Steinerjost rechts gehörte d'Jostene, zum Seppfranz d'Seppfranzene; selbst der Nachbar links, der große Buchenwald, besaß seine Fluh, die er innig wie kein anderer umging, obgleich sie ihm jeden Lenz den ersten Blumenstrauß mit einer häßlichen Steinschurre aus dem Knopfloch strich. Kurz — allerwärts zwei, die zusammengehörten, bloß der Haldenmelk hatte keine Frau. Warum? . . . Die Mutter konnte Resi keine bestimmte Auskunft geben; die ältern Geschwister wollten ihr einige Bären aufbinden; der Vater sagte trocken: „Du mußt ihn halt selber fragen.“ So hoffnungslos stand es um das Geheimnis von Melks Ehelosigkeit, als die Kleine an einem Julinachmittag unvermutet den Auftrag erhielt, dem Haldenbethi — das war besagten

Mannes steinaltes Mütterchen — ein Körbchen voll prächtiger Frühbirnen zu bringen.

„Heute paßt's“, überlegt die Sechsjährige. „ . . . Daß du keine dummen Fragen tußt!“ ruft der fürsorgliche Vater vom Goldbirnbaum herunter. O, die Resi wird nur gescheite Fragen stellen, aber fragen muß sie! — 's Haldenbethi und seine Kaze sonnten sich eben auf der Borlaube, als Kind und Korb ankamen. „Nei wie scheen! Nei wie hibsch!“ Die Zitterhand der Greifin streichelte mit der gleichen Zärtlichkeit die sommerlichen Bäcklein des Mädchens wie der Goldbirnen. Resi griff die größte und weichste heraus, schob sie geschickt an der eifersüchtigen Kaze vorbei in die runzlige Hand und erwartete so vom zahnlosen Mund des Weibleins auch noch das Lob: „Nei wie lind! Nei wie gued!“ Aber meint ihr, sie hätte eine gegessen? Die seien für den „Melkli“; der müsse hart schaffen, während sie nur faulenze. Resi ist ganz verdonnert . . . Die butterweichen Birnen für den rätselhaften Mann, der obendrein gar kein Mann ist . . . weil er keine „Melkene“ anschaffte . . .

Da stand er plötzlich vor den beiden, der